

Deutsche Erstausgabe
© Schruf & Stipetic GbR, Berlin 2013
www.schruf-stipetic.de

Titel der Originalausgabe: Geto
(AGM Zagreb 2006)
© 2006 Veselin Gatalo

ISBN: 978-3-944359-25-0

Covergestaltung: JBC

Foto: andamanec, fotolia

Alle deutschen Zitate aus P. Petrović Njegoš' "Der Bergkranz"
wurden der Übersetzung von A. Schmaus entnommen: © 1963
Verlag Otto Sagner, München

Vervielfältigung und gewerbliche Nutzung nur nach ausdrücklicher
Genehmigung der Schruf und Stipetic GbR.

Veselin Gatalo

GETTO

übersetzt von Blanka Stipetić

SCHRUF & STIPETIC

DIE WAND

Der Fluss war grün und dunkel, wild und schnell, kalt und klar. Voller Strudel und Wirbel strömte er zwischen steilen Felswänden durch Schluchten und Spalten. Wie der Bauch eines toten Fisches tauchte ein bleiches Gesicht aus dem Wasser auf, mit leeren Augenhöhlen, umrahmt von einem Strahlenkranz aus Haaren. Dann trieb eine von Fischen angebissene Hand an die Oberfläche und schließlich schwarze Stiefel. Ein Strudel erfasste den Körper, wirbelte ihn im Kreis wie einen Derwisch im Tanz und zog ihn in die Tiefe. Kurz darauf schoss er wieder an die Oberfläche, als wollte er nach Luft schnappen, und setzte dann auf dem Bauch seinen Weg fort, das Gesicht ins grüne Wasser getaucht. Er trieb in eine Stromschnelle, drehte sich wie ein Baumstamm, drehte sich immer weiter in seinem nassen Tanz, ruderte mit den Armen wie ein Ertrinkender und schwamm schließlich, aus Gründen, die nur der Fluss kannte, weiter talwärts. Er tauchte unter, kam wieder hoch, trieb zur anderen Flussseite und stieß dort auf Beton. Das Wasser drückte ihn gegen die Wand, wo der Körper zur Ruhe kam, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, als wollte er rasten und das gegenüberliegende Flussufer beobachten. Das Wasser wiegte seine Beine, Hände und den Kopf. Allmählich nur löste er sich wieder von der Wand und setzte seinen Weg in Richtung Abgrund fort.

Ein Mann und ein Hund beobachteten, wie die Leiche langsam flussabwärts verschwand. Als sie nicht mehr zu

sehen war, wandten die beiden ihren Blick zur Wand, von der sie mehrere hundert Sprünge entfernt waren, genauso weit, wie die Wand hoch war. Auf der anderen Seite lag eine ihnen unbekannte Welt. Und hier drinnen waren sie, Vuk, der Mensch, und Chica, der Hund. Oder waren sie draußen und die auf der anderen Seite der Wand drinnen? Man erzählte sich, dass die Welt auf der anderen Seite der Wand viel größer war als die Welt, in der sie lebten. Vuks Freund Dumo sagte das. Aber auch dem konnte man nicht alles glauben.

An dieser Stelle führte der Fluss genau an der Wand entlang. Die Wand blickte von oben auf ihn hinunter, senkrecht und unüberwindbar, hoch wie die höchste Tanne. Sie verband den entfernten Himmel über dem Tal im Norden mit der Schlucht weit im Süden, wo der Fluss mit Getöse in einen riesigen Betonschlund stürzte. Direkt in die Hölle, vorbei an Fegefeuer und Jüngstem Gericht.

Schon seit dem frühen Morgen lagen Vuk und Chica im harten, stacheligen Gras und beobachteten das Wasser und den undurchdringbaren Beton. Sie waren so früh gekommen, um Freundschaft mit den Vögeln zu schließen, damit diese sie nicht verrietten, wenn die Mondsicheln kamen. Vuk blickte zu dem großen »H« auf der Wand, an der Stelle, wo sie sich öffnen und die Schwarzhelme hereinlassen würde. Es raschelte in der Nähe. Blitzartig drehte er sich um und zog eines der sechs Messer heraus, die wie Raubtierzähne an seinem Gürtel hingen.

Nur Chicas spitze Ohren und dunkle Augen unter der breiten Stirn ragten aus dem Gras. Sie leckte sich die Schnauze und versuchte eine Feder loszuwerden, die daran

festklebte. Vuk knurrte wütend und die Hündin legte die Ohren an, duckte sich tiefer ins Gras und kroch zu ihm. Vuk deutete mit den Augen auf einen Rucksack, der neben seinen Füßen lag. Chica nahm den Gurt ins Maul und zog den Rucksack an Vuks Hüfte, dann legte sie sich wieder ins Gras. Sie hechelte. Die winzige Feder an ihrer Schnauze ärgerte sie gewaltig. Vuk öffnete den Rucksack und holte einen Feldstecher heraus und blickte dann zu Chica. Die Hündin erstarrte. Sie schien nicht einmal mehr zu atmen. Auch die Feder hing reglos an der Schnauze.

Chica kannte ihren Anführer besser als sonst jemand. Sie wusste, dass er sehr ungemütlich werden konnte, wenn er wütend war. Sie erhob sich ein Stück und blickte nach rechts. Vuk ließ sich noch tiefer ins Gras sinken und sah durch den Feldstecher in die gleiche Richtung. Er stellte die Linsen scharf. Er war kein Hund wie Chica, deshalb konnte er aus dieser Entfernung nicht hören, wenn sie kamen. Er brauchte das Auge aus Metall, das er gut geschützt in der Mitte seines Rucksacks aufbewahrte, in weiche Lappen gehüllt, wie das Herz eines Lebewesens in Fleisch, Knochen und Haut.

Die Mondsicheln kamen wie erwartet von rechts. Sie trugen lange ungepflegte Bärte. Ihre Tarnhosen schnitten sie gewöhnlich über den Fußknöcheln ab, unabhängig davon, ob sie Stiefel, Turnschuhe oder Sandalen trugen.

Auch Vuk trug das Zeichen der Mondsicheln, mit einem glühenden Eisen hatte man es ihm in die Haut gebrannt, als er viel jünger gewesen war. Vor langer Zeit hatten sie ihn und sein Hunderudel ins Netz getrieben, als er weder Englisch noch Einheimisch sprach. Damals war

Vuk unter dem Netz aufgesprungen und hatte einem der Mondsicheln das Ohr abgebissen. Der hatte ihn dann so verprügelt, dass er tagelang kaum atmen konnte. Ein ganzes Frühjahr und einen ganzen Sommer hatten sie ihn mit sich geführt, gefesselt, hatten ihn eingeschüchtert, mit Gewehrkolben geschlagen und ihm Pfeilspitzen in die Haut gebohrt; seine Freunde, die Hunde, hatten sie getötet und ihre Leichen den Rattenmenschen überlassen. Die Mondsicheln hatten ihn mit seltsamen Blicken angesehen und wollten ihn anfassen. Davor hatte er schreckliche Angst, mehr als vor Schlägen oder dem Tod. Ihr damaliger Anführer Faraon, der Schrecken des Gettos, hatte von ihm gehört und wollte ihn sehen. Wahrscheinlich hatten sie ihn deshalb nicht getötet. Dann war es Vuk gelungen, ein Pferd zu stehlen und zu flüchten. Er schauderte, wenn er an die Schmerzen und die Angst von damals dachte.

Um die dreißig Mondsicheln kamen langsam näher. Vuk konnte bis zwanzigmal hundert zählen. Alles was darüber lag, bezeichnete er als viel. Sich mit solchen Zahlen zu beschäftigen, war wie Sandkörner zählen. Die Mondsicheln waren zu Fuß, ohne Feuerwaffen, Pferde oder Hunde, wie es die Regeln vorschrieben. Gewehre gab es im Getto nur sehr wenige, ebenso wie Munition. In der Nähe der Humanitären Tore durfte man sie nicht tragen, schon gar nicht, wenn die Tore geöffnet waren.

Mit Chicas Nase und Ohren und seinem Feldstecher witterte, sah und hörte Vuk besser als sie. Und der Wind kam aus ihrer Richtung. Die Mondsicheln blieben stehen. Einige ließen sich nieder und legten Bögen und Pfeile ab. Der Wind trug ihre Flüche über die Entfernung von eini-

gen hundert Wolfssprüngen zu Vuk und Chica hinüber. Zwei der Mondsicheln rempelten einander an und begannen sich zu prügeln. Der Dritte, ein kräftiger dunkler Mann, offensichtlich ein Anführer, trat einem der beiden in den Rücken. Den anderen packte er am zerzausten Haar und legte ihm ein breites Messer an den Hals. Da beruhigten sich alle.

Die einen rauchten, die anderen mischten Tabak mit Haschisch oder Marihuana, dritte zündeten sich Joints oder Filterzigaretten an. Einer versteckte sich vor dem Anführer und schnupfte weißes Pulver von einer Messerschneide. Vuk konnte durch seinen Feldstecher sogar die Pulverreste an seiner Nase erkennen. Einige schnürten ihre abgetragenen Stiefel neu. Einer von ihnen, ein schlaksiger Mann mit Augenklappe, schob sein Hosenbein hoch und kratzte hingebungsvoll eine halb verheilte Wunde am Knie, den abgepulsten Grind knabberte er genüsslich.

Vuk wurde vom Anblick des Wassers und vom Geräusch des Flusses, das er mehr spürte als hörte, schläfrig. Er legte das Fernglas neben sich, nahm die verkehrt herum aufgesetzte Soldatenkappe ab, kratzte sich den kahl geschorenen Schädel und vergrub die Finger in seinem rechteckig rasierten Bart, wie ihn weder die Mondsicheln noch die Adler oder die Rotweißen trugen.

Chica blinzelte und wartete auf seinen Befehl. Wahrscheinlich erinnerte sie sich dunkel an ihr Rudel auf der Hochebene. An ihre Geschwister, tapsige Fellknäuel, die die Adler gleich dort auf der Ebene gebraten und gegessen hatten, an das helle Brustfell, den schwarzen Rücken und die dunklen Ohren ihrer Mutter, die, geschwächt vom Säugen

der Welpen, vergeblich versucht hatte, ihre Nachkommen zu retten. Sie lag mit heraushängender Zunge, von Pfeilen und einem Speer durchbohrt, auf der Erde. Erst als die Adler ihren Speer und ihre Pfeile aus dem Körper der Hündin herausgezogen hatten und gegangen waren, kam Chica aus ihrem Loch gekrochen. Zwei Tage und zwei Nächte hatte sie die kalte Schnauze ihrer Mutter geleckert, hatte versucht, aus den vertrockneten Zitzen Milch zu saugen, und sich schließlich neben die Mutter gelegt, um auf den Tod zu warten und von Einsamkeit, Hunger und Durst befreit zu werden. Dort hatte sie gelegen, bis Vuk sie fand und mit sich nahm. Er molk heimlich Dumos Ziege und gab dem Welpen die mit Wasser verdünnte Milch zu trinken. Über Wochen ernährte er Chica mit Fleisch, das er vorkaute und dann mit der Zunge in ihr gieriges kleines Maul schob.

Chica kroch näher an Vuk heran und beschnüffelte seine Hand. Er roch genauso wie damals, als er sie halbtot gefunden hatte: nach Menschenschweiß, Holz, Erde, Gras und nach dem Wachs, mit dem er die Sehne seines Bogens einrieb. Sie hätte diesen Geruch in einer Benzinpfütze, im Wasser und im Feuer wiedererkannt. Sie würde diesen Mann erschnüffeln, auch wenn er erfroren im Schnee lag, sie würde sich neben ihn legen und ihm in den Tod folgen. Auch jetzt würde sie in die Horde der Mondsicheln laufen, in den Pfeilhagel, wenn der Mann neben ihr es verlangte. Vuk schien Chicas Gedanken zu spüren. Er streichelte ihr über den Rücken und den Kopf. Die Vögel wurden unruhig. Unruhiger als bei der Ankunft der Mondsicheln.

Die Sirene heulte auf. Unter Getöse bewegte sich ein Teil der Wand. Das große goldgelbe »H« senkte sich über

den Fluss und bildete eine Brücke. Wie auf der Burg des Jamaikaners unter dem Löwenfelsen Liotar. Nur, dass die Zugbrücke des Jamaikaners aus Holz war und an Ketten herabgelassen wurde und nicht mithilfe einer unsichtbaren Vorrichtung auf der anderen Seite der Wand.

Die Mondsicheln erhoben sich, legten ihre Waffen ab und verschränkten die Arme über ihren Köpfen. Durch den Feldstecher erkannte Vuk, dass der Anführer keinen linken Daumen mehr hatte. Instinktiv umschloss Vuk seine eigenen Daumen mit den restlichen Fingern. Wie würde er Pfeil und Bogen benutzen, wenn er keine Daumen hätte? Niemals durfte er seine Daumen verlieren. Besonders den rechten, mit dem er den Pfeil in den Bogen spannte, bevor er ihn abschoss. Er schüttelte sich, um die dunklen Gedanken zu vertreiben.

Nun wurde die andere Seite des Tors sichtbar, geriffeltes Metall glänzte in der Sonne wie die Schuppen eines Fisches. Zwei Männer von kompakter, nahezu viereckiger Form, setzten ihre Stiefel auf die Brücke. Sie trugen schwarze Kleidung, die alles Licht schluckte. Zum Schutz waren sie von Energiefeldern umgeben, die um ihre Gewehre herum Funken sprühten. Ihre stahlharten Blicke konnte man hinter den Visieren der schwarzen Helme nur ahnen. Zwischen den ersten beiden Männern tauchte nun ein dritter auf. Er hatte ein Auge auf dem Helm. Dann kamen noch zwei, die Vuk aber nicht mehr richtig sehen konnte.

Er hatte sich blitzartig zurückgezogen, und Chica hatte es ihm im gleichen Moment nachgetan. Das Auge auf dem Helm konnte durch Gras und Gebüsch hindurchsehen. Und mit den elektronischen Gewehren konnten die

Schwarzhelme Vuk so lange lähmen, dass die Wurzelfresser Zeit genug hätten, ihn in Stücke zu reißen, zu braten und rülpsend und schmatzend zu verspeisen. Oder die Mondsicheln könnten ihn gefangen nehmen und quälen. Er kroch noch ein Stück zurück.

Durch Erde konnte das Auge zum Glück nicht hindurchsehen, hinter der Hügelkuppe war er sicher. Vuk musste gar nicht weiter zusehen. Er wusste, was jetzt kam. Die Schwarzhelme brachten unzählige Pakete herein: Konserven, Zigaretten, Medikamente, Streichhölzer, Feuerzeuge, Stoffe, Kleidung, Schuhe, Werkzeug und andere Dinge, die Vuk nie benutzte. Trotzdem musste er herkommen. Dumo hatte keine Streichhölzer mehr. Dumo mochte auch Konserven, die Vuk und Chica nicht aßen. Oder nur, wenn es nichts anderes gab. Im Wald hatten sie an vielen geheimen Stellen Konserven vergraben. Man konnte nie wissen. Besser, als hungrig auf die Jagd oder in den Kampf zu gehen. Dumo brauchte auch Nadel und Faden, um seinen Mantel und Vuks zerrissene Kleidung zu flicken, und Vuk selbst konnte ein neues Hemd mit vielen Taschen gut gebrauchen.

Ein leises Knurren holte ihn aus seinen Gedanken. Das Tor schloss sich, die Brücke wurde hochgezogen und das große goldene »H« war wieder sichtbar. Vuk und Chica krochen zurück auf die Hügelkuppe. Die Mondsicheln beluden sich gegenseitig und zurrten die Gurte ihrer Rucksäcke fest. Wie üblich waren die Kleinsten und Schwächsten am schwersten beladen, sie stöhnten unter der Last von Kisten und Beuteln. Wenn einer von ihnen etwas fallen ließ, schlug ihn der Kommandant, mit seiner vierfingrigen

Hand, einer Hand, die um einen Daumen leichter und um die Erkenntnis, wie sehr ihm dieser Daumen fehlte, schwerer war. Den einen schlug er auf den Rücken, dem anderen ins Gesicht. Er selbst trug nur einen Beutel voller Fischkonserven und eine Stange Zigaretten. Einer der Mondsicheln ließ seine Last fallen und verlor seinen Köcher voller Pfeile. Vuk konnte die Federn in der Farbe jungen Grüns und die geschmiedeten Spitzen durch den Feldstecher erkennen. Eine Hand griff nach ihnen, doch der Stiefel des Kommandanten beendete den Versuch. Der zweite Stiefel traf den Mann am Oberschenkel und warf ihn fast um. Nur durch ein Wunder oder aus Angst vor dem Kommandanten blieb er auf den Beinen. Schnell bückte er sich, nahm die Kisten wieder auf und torkelte mit seiner Last weiter. Ein angenehmer Schauer durchlief Vuk. Er würde seinen Vorrat an Pfeilen auffüllen. Die Mondsicheln hatten im Tal einen guten Schmied, der die Spitzen fertigte, und einen alten Meister für die Pfeile, den sie schützten und hüteten wie ihren Augapfel.

Vuk wartete, bis sie fort waren. Die Schwarzhelme hatten auch dieses Mal keine neuen Männer gebracht. Keine neuen Soldaten für die Mondsicheln, die sie brandmarken konnten, um so zu verhindern, dass sie sich anderen Armeen anschlossen. Die Armeen töteten lieber, als Männer mit fremden Brandzeichen einzutauschen. Bevor man sie tötete, wurden sie gefoltert, sodass die Gefangenen oft nicht um ihr Leben, sondern um einen schnellen Tod bettelten.

Vuk kontrollierte noch einmal die Umgebung. Er legte sein Ohr auf den Boden. Es dauerte lange, bis die Vögel sich beruhigt hatten. Dann sah er zu Chica. Sie hatte die

Ohren gespitzt und hechelte leise. Die Luft war rein. Halb rutschte, halb rannte er den Hügel hinunter bis zum Fluss. Im seichten Wasser trank er aus der hohlen Hand von der kalten klaren Flüssigkeit. Aus der Ferne gesehen, hatte das Wasser eine eigentümliche Farbe, nahm man es aber in die Hand war es farblos und klar. Die Leiche fiel ihm ein, und er erschrak. Er hatte Angst um seine Seele. Doch aus einem Fluss zu trinken, der eine Leiche mit sich führte, war etwas anderes, als von dieser Leiche zu essen. Er trank weiter. Dann trocknete er sich die Hände an der Hose ab und ging zu den verstreut liegenden Sachen.

Der Boden war übersät mit aufgerissenen Pappkartons, Medikamentenschachteln, Plastikfläschchen mit Desinfektionsmittel, Kleidung, die niemand im Getto tragen konnte, lauter Dinge, die die Mondsicheln nicht mitnehmen wollten oder konnten. Chica schnüffelte nervös herum: Gerüche von so vielen Menschen und unbekannte Gerüche von der anderen Seite der Wand. Vuk nahm den Rucksack ab, wickelte den Feldstecher in Tücher und verstaute ihn so, dass der durch den restlichen Inhalt vor Schlägen oder Bruch geschützt war. Er holte einen Beutel aus dem Rucksack und begann, die herumliegenden Dinge genauer zu untersuchen.

Vuk nahm keine Medikamente, außer einmal, als sein Zahn schmerzte, den Dumo ihm später gezogen hatte. Wenn er sich verletzte, brauchte er auch keine Pflaster oder Verbände. Er ließ Chica die Wunden lecken, damit sie schneller heilten und sich nicht entzündeten. Das hatte er schon als Kind im Hunderudel gelernt. Vuk kannte auch die ganzen Bezeichnungen nicht, Aspirin, Andol, Antisepti-

kum, Analgetikum, Antidepressivum, Antibiotikum ... Doch der alte Dumo mochte Medikamente, die mit »A« begannen. Er steckte auch einige Packungen Pflaster und eine Flasche mit hochprozentigem Alkohol ein. Chica zog eine Konserve heran. Vuk tätschelte die Hündin, dann nahm er die Konserve und warf sie zum Fluss, wo sie sich im flachen Wasser in den Sand grub.

Auf einmal hob Chica den Kopf und knurrte leise. Kurz darauf krächzte eine Krähe, dann noch eine und schließlich ein ganzes Vogelorchester. Der Hündin sträubte sich das Rückenfell, die Hinterbeine waren zum Sprung bereit. Mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung brachte Vuk Chicas Knurren zum Verstummen. Er ging in die Hocke und starrte in die gleiche Richtung wie sie. Es blieb keine Zeit, den Feldstecher herauszuholen. Schnell kroch er zu dem Köcher, den der Mondsichel verloren hatte, sammelte die verstreuten Pfeile ein und warf sich den Köcher auf den Rücken. Ungeschickt zog er den Riemen des vollen Beutels über den Kopf und über den Bogen. Er schnaubte und deutete auf den Rucksack, der noch auf dem Boden lag. Chica packte ihn mit den Zähnen und zog ihn übers Gras in Richtung des Weidenwäldchens am Fluss, wohin auch Vuk kroch. Mann, Hund und Rucksack verschwanden zwischen Stämmen und Ästen.

Erst im Wäldchen merkte Vuk, dass der Wind flussabwärts wehte, von ihnen zu der Stelle, von der sie gerade geflohen waren. Kalter Schweiß brach ihm aus. Was, wenn Scharfzahn, die alte Leopardin, noch in der Gegend war. Vor einigen Monden hatte er ihre Spuren entdeckt. Oder einer der Panther vom Berg Makljen? Vielleicht war ein

junger Wurf auf der Suche nach neuen Revieren. Es war nicht gut, sich dort aufzuhalten, wo sie ihre Pfotenabdrücke und Krallenspuren hinterlassen hatten, auch nicht dort, wo die Gepunkteten, die Leoparden aus dem Kozara-Gebirge, ihre Spuren hinterließen. Sie kletterten geschickter auf Bäume als Vuk. Er konnte kaum glauben, dass das Alte Volk sie gefangen gehalten und durch Gitterstäbe beobachtet hatte. So hatte es Dumo erzählt. Wie konnte jemand diese gefährlichen Kreaturen aus der Nähe anschauen, ohne dass ihm das Herz stehen blieb. Er verstand auch nicht, wie man sie freilassen und zulassen konnte, dass sie sich vermehrten und frei durch die Wälder streiften. Und Menschen fraßen.

Der Anführer der Adler, der Jamaikaner, hatte einen Tiger. Die Adler hatten an seinem Halsband Stangen befestigt und so führten sie ihn mit sich. Der Tiger fürchtete nur einen Menschen, die Wilde Olena. Sie war die Frau des Jamaikaners und hatte eine mechanische Hand, mit der sie Köpfe zerquetschte wie Dumo mit einer Zange Nüsse knackte. Man erzählte sich, sie habe mit dieser Hand einen Kommandanten erwürgt, der abfällig über sie gesprochen hatte. Im Magen des Tigers landeten die Ungehorsamen, gefangene Mondsicheln und Rotweiße, die niemand kaufen wollte. Doch der Jamaikaner war noch verrückter als der Tiger. Er war wahnsinnig. So waren sie wohl, die aus dem Alten Volk.

Vuk zeigte auf einen abgebrochenen Ast, der ins Wasser hing. Chica sprang auf, nahm das trockene Ende ins Maul und zog den Ast ins Gebüsch. Vuk kramte im Rucksack und holte Klebeband heraus. Aus einer Gürteltasche zog er

zwei lange Wurfmesser, legte sie parallel neben das Astende und umwickelte alles fest mit Klebeband. Nun hatte er einen Speer. Scharfzahn würde schon sehen, mit wem sie es zu tun hatte, sollte sie sich blicken lassen. Noch einmal überprüfte er, ob die Messer gut befestigt waren. Der Speer mit der Doppelspitze gab ihm sein Selbstvertrauen zurück.

Die alte Leopardin griff Menschen und Hunde an, sie mochte ihr Fleisch. Auch die Schwarzen aus dem Romania-Gebirge würden, wenn sie im Rudel jagten, Mensch und Hund anfallen. Sie hassten Menschen und Hunde, vor allem seit den letzten Treibjagden der Adler. Aber Vuk war nicht irgendein Mensch. Und Chica war nicht irgendein Hund.

Ein leises Knurren unterbrach Vuks Gedanken. Er sah den Fluss entlang und lächelte verächtlich. Menschliche Gestalten in Lumpen rannten den Hügel hinunter. Wurzelfresser. Sie bewegten sich völlig chaotisch, ohne irgendeine Ordnung, ohne Späher, Vorhut oder ernst zu nehmende Waffen. Sie trugen Bretter und Äste und keiften sich gegenseitig an. Ab und zu drangen Wortfetzen oder ein Fluch zu Vuk und Chica herüber. Zwischen wirren Haaren und Bärten funkelte der Wahnsinn in ihren Augen.

Chica wartete auf Vuks Befehl. Ihr Unterkiefer bebte vor Verlangen, in Lumpen, Fleisch und Knochen zu beißen. Sie liebte Blut. Besonders das Blut der Wesen, die vor ihren Augen ihre Brüder und Schwestern gegessen und ihre Mutter getötet hatten. Vuk aß kein Menschenfleisch. Einige Mondsicheln, Adler und Rotweiße taten es. Die Wurzelfresser und die Rattenmenschen fraßen sich sogar untereinander, sobald sich die Gelegenheit bot. Chica sollte

kein Menschenfleisch fressen. Dumo sagte immer, wer Menschenfleisch esse, komme nicht ins Paradies. Und es wäre doch schön, wenn Chica auch im Paradies bei ihm sein könnte. Sie würden gemeinsam über himmlische Weiden streifen und mit den Engeln über Wolken springen.

Ungefähr sechs oder sieben Wurzelfresser, von denen Vuk sicher war, dass sie nie in den Himmel gelangen würden, öffneten Medikamentenschachteln und fraßen gierig den Inhalt. Das Ganze begossen sie mit dem Inhalt der braunen Fläschchen. Einige fielen auf die Knie, trommelten sich mit den Fäusten auf die Brust und rissen an ihren schmutzigen Bärten und Haaren. Einer entblößte seine Brust und man konnte das Zeichen der Adler erkennen.

Vuk war besorgt. In Ermangelung des weißen Pulvers, das sie in den Wahnsinn geführt hatte, würden sie alles in sich hineinstopfen, was ihnen in die Finger kam, jede Tablette und jedes Pulver, das sie fanden, genau wie die Rattenmenschen. Hatten sie genug geschluckt, würden sie durchdrehen und gefährlich werden. Wenn sie es nicht so schon waren. Er konnte nicht warten, bis sie verschwanden. Vuk hatte Hunger. Großen Hunger. Und er hatte nur ein Stück trockenes Brot dabei. Und Chica hatte in den letzten zwei Tagen auch nur ein Stück Dörrfleisch und einige kleine Vögel gefressen, die Feder zitterte immer noch an ihrer Schnauze. Vuk zog das Stück Brot aus seiner Hosentasche, zögerte, seufzte und gab es schließlich der Hündin. Chica verschlang es mit zwei Bissen und stupste Vuk dankbar mit der Schnauze an den nackten Ellenbogen.

Eine Möglichkeit gab es aber. Vuk legte einige Pfeile der Mondsicheln neben sich. Sie waren etwas kürzer als seine

eigenen, was bedeutete, dass er seinen großen Bogen damit nicht so stark spannen konnte. Vorsichtig zog er aus seinen Pfeilen, die er den Rotweißen gestohlen hatte, die Federn mit dem blutroten und schneeweißen Schachbrettmuster heraus und verstaute diese sorgfältig in einer Außentasche des Rucksacks. Dann schob er die lindgrünen Federn, die er von den gefundenen Pfeilen entfernt hatte, soweit es ging in den Spalt und hoffte, dass sie von alleine, ohne Klebstoff oder Harz, halten würden. Vuk kreuzte die Beine, legte einen Pfeil in die Sehne und spannte den Bogen. Der Pfeil schoss fast senkrecht nach oben. Die Sehne vibrierte noch, als er einen neuen Pfeil einlegte und den Bogen erneut spannte, so schoss er fünf Pfeile der Mondsicheln ab, zunächst im spitzen Winkel, dann immer flacher und mit weniger Kraft. Der letzte flog fast waagrecht.

Chica beobachtete, mit welcher Schnelligkeit dieser Mann, der schnellste und stärkste, den sie kannte, Pfeil und Bogen handhabte. Die Pfeile fielen fast gleichzeitig in die Gruppe der Wurzelfresser. Einer schrie auf. Der Pfeil der Mondsicheln hatte seinen Fuß durchbohrt. Beim Versuch, ihn herauszuziehen, zerriss er sich die Sehnen und verletzte den Knochen. Er kam gar nicht auf die Idee, den Pfeil abzubrechen und durch den Fuß hindurch zu schieben, die einzige Art, ihn ohne weitere Schäden zu entfernen. Die anderen starrten entgeistert auf die Pfeile, die im harten Boden steckten.

Die Wurzelfresser konnten sich mit keiner der drei Armeen messen. Und sechs Pfeile der Mondsicheln bedeuteten sechs Soldaten, die sie gefangen nehmen und zu Tode foltern würden. Im besten Fall würde man sie vor den Pflug

spannen, und wenn sie auf einem Kartoffelacker zusammenbrachen, würde man sie den Hunden zum Fraß vorwerfen. Gnade konnten nur die erwarten, die das Zeichen der Mondsicheln am Oberarm trugen, Sichelmond und Stern, die würden die Mondsicheln nur anspucken und verprügeln. Sofern sie guter Laune waren. Gründe genug für jeden elenden Wurzelfresser, die Beine in die Hand zu nehmen und im dichten Wald unterzutauchen. Der Ärmste mit dem Pfeil im Fuß war der Letzte, er jammerte und schrie wie ein verwundeter Eber.

Chica setzte ihnen mit dem Geruch des Blutes in der Nase nach. Erst Vuks Knurren brachte sie dazu umzukehren. Er packte sie am Halsband und schüttelte sie. Chica fand das in Ordnung, wie immer, wenn sie etwas ohne Befehl getan hatte. Eine gute Eigenschaft ihres Freundes Vuk war, dass für ihn eine Strafe ihr Vergehen aufhob. Sie leckte ihm die Hand, Vuk tätschelte den schwarzen Rücken des Hundes und alles war wie vorher.

DER REPORTER

Sie liefen die ganze Nacht. Düstere Gedanken furchten Vuks Stirn. Der alte Dumo würde wütend sein. Er hatte weder Nadel noch Faden für ihn gefunden. Aber Dumos Augen waren schlecht, Vuk würde schon noch irgendwo im Haus eine Nadel finden. Vielleicht hatte Dumo eine in seinen Wintermantel gesteckt und dort vergessen ... oder im Schrank, neben dem Gewehr. Oder irgendwo an der Feuerstelle. Auch Streichhölzer hatte er nicht aufgetrieben. Die hatten die Mondsicheln alle mitgenommen.

Vuk verlangsamte seinen Lauf. Chica war weit vor ihm und verschwand zwischen den Bäumen. Schließlich blieb er stehen und setzte sich. Aus seinem Rucksack holte er ein Wildgänschen, das er letzte Nacht auf dem Weg eher zufällig erlegt hatte. Er entfachte ein kleines Feuer, das er sorgfältig hinter großen Steinen verbarg und begann den Vogel zu braten. Chica kam angerannt und blieb hechelnd vor ihm sitzen, den Blick fest auf Vuks kastanienfarbene Augen gerichtet.

Wie schön wäre es, Brot und Salz zu haben, dachte Vuk. Er drehte dem Vogel die Schenkel heraus und warf den Rest ins Gras. Der Hund verschlang ihn gierig. Wie immer wunderte sich Vuk über Chicas Appetit. Erst vor ein paar Stunden hatte sie eine Wachtel verschlungen, die aus dem Nest gefallen war. Und noch immer war Chica hungrig.

Als Vuk die Keulen verspeist hatte, steckte er die Knochen in ein Astloch, damit Chica sie nicht erreichen

konnte. Einmal hatte der Kleinhohrige aus dem Zjenica-Rudel einen Hühnerknochen gegessen und war qualvoll daran gestorben. Er hatte gejault und sich gewunden als würde ihm das Fell abgezogen.

Aus dem Rucksack holte er eine Flasche, die zur Hälfte mit Wasser gefüllt war, und roch daran. Dumos Wasser war gut. Er schauderte bei der Erinnerung an die kalte Quelle hinter Dumos Hütte, zu kalt, um einen Menschen darin zu taufen. Er trank zehn Schlucke. Chica hob den Kopf und leckte sich erwartungsvoll die Schnauze. Vuk hielt ihr den Flaschenhals ins Hundemaul und Chica trank gierig. Sie ließ erst los, als die Flasche leer war. Vuk packte sie am Metallhalsband und schüttelte sie, doch es war zu spät. Das Wasser war weg. Nun würde er nach der kostbaren Flüssigkeit suchen müssen, die es entweder in Unmengen oder gar nicht gab. Dumo lebte weit weg, tief im Gebiet der Rotweißen. Sie würden drei Tage und zwei Nächte brauchen, um seine Hütte zu erreichen.

Es war Sommer, Regen war noch lange nicht zu erwarten. Chica hielt es lange ohne Wasser aus, weil sie nicht schwitzte und selten Wasser ließ. Morgens leckte sie den Tau auf. Nicht so Vuk, er musste oft Wasser trinken. Kurz verspürte er den Wunsch, den Hund härter zu bestrafen, aber er überlegte es sich anders. Hunde konnten nur kurz vorausdenken. Außerdem ersetzte ihm Chica Nase und Augen, Nase und Augen wie er sie nie haben würde. Ohne Chica wäre er allein, auf der Jagd und im Kampf.

Er kannte die Einsamkeit. Seit der Zeit im Hunderudel war er meistens allein gewesen und viel schwächer als jetzt mit Chica. Der Gescheckte, der Anführer des Zjenica-

Rudels, war ein starker Hund gewesen, und klug. Die erste Hündin des Rudels, die Gelbe, hatte seine Wunden geleckt, als er von der Eiche gefallen war, wo er Vogeleier für das Rudel holen wollte. Dann hatten die Mondsicheln Vuk gefangen genommen und ihm beide Sprachen beigebracht, Einheimisch und Englisch, die vorherrschende Sprache im Getto. Sie hatten ihm den Namen Vuk gegeben, was auf Einheimisch Wolf hieß, wegen seiner Schnelligkeit und der Fähigkeit, mit den Hunden zu sprechen.

Vuk lernte schnell, sog Wissen über das Menschenrudel auf wie ein Schwamm. Er sah, wie die Menschen ihre eigene Art verrieten und fraßen, wie sie sich grundlos töteten, mehr Wild erlegten, als sie essen konnten, sich Wunden zufügten und sie einander nicht leckten. Je besser er die Menschen kennenlernte, desto mehr schätzte er das Hunde- und Wolfsrudel. Sich und Chica sah er eher als Hundepaar denn als Mensch und Hund. Manchmal fragte er sich, ob auch ein Rüde ihm so ergeben wäre wie Chica. Im Hundrudel hatte er sich immer auf die Leithündin verlassen können. Die Anführerrüden waren unnahbar und stolz und somit nutzlos.

Vuk hatte noch nie ein menschliches Weibchen gesehen, zumindest nicht in Wirklichkeit, nur auf Bildern. Als Kind hatte er gehört, wie die Mondsicheln über rätselhafte *Jungfrauen* sprachen, die an einem Ort lebten, der *Harem* des Faraon hieß. Wenigstens eine, wünschte er sich zu treffen, und zwar so eine wie auf den verblichenen Bildern aus den Magazinen des Alten Volkes, auch wenn Dumo sagte, sie seien alle, das ganze weibliche Geschlecht, dem Höllenfeuer entstiegen. Diese Bilder ließen Vuks Blut aus dem

Kopf unter den Gürtel strömen. Dann konnte er lange nicht einschlafen. Zum wiederholten Male in diesen Tagen kam ihm der verwerfliche Gedanke, dass Dumo log. Für ihn war alles Höllenfeuer und göttliche Strafe. Schon immer hatte er Chica *Satansbrut* genannt, der Teufel selbst in Gestalt eines Hundes, den Vorhöfen der Hölle entstiegen. Ein Hund dürfe nicht denken wie ein Mensch, und Vuk dürfe auf keinen Fall mit Hunden sprechen, mit Wölfen oder Füchsen, das sei Teufelswerk.

Vuks Augen suchten Chica. Ohne dieses Tier könnte er sich im Wald nie entspannen, geschweige denn irgendwo im Freien schlafen. Wie hatte er früher, bevor sie zu ihm kam, überhaupt überlebt, als Krieger, Jäger und Dieb?

Chica hatte ihren Durst und Hunger gestillt und nun zog und zerrte sie einen Gegenstand aus grünem Stoff über die Erde. Vuk deutete auf den Gegenstand und schnaubte. Chica brachte ihn zu ihm. Aufmerksam betrachtete er den Stoff und erkannte eine Socke. Er roch daran. Benutzt. Aber fast neu. Er suchte den Boden erfolglos nach der zweiten ab. Er hielt die Socke unter Chicas Nase und kläffte. Sie schnüffelte und lief witternd in den Wald.

Chica sollte Vuk zu der Stelle führen, an der dieser Geruch stärker war. Sie brannte darauf, ihm den Wunsch zu erfüllen. Sie erinnerte sich an den Ort, wo sie den Gegenstand gefunden hatte. Erst als sich Geruch, Bild und der Befehl des Menschen verbanden, zog sie die kürzeste Linie zwischen den beiden Punkten und lief los. Nach dreißig Sprüngen für den Menschen und zwanzig für sie, etlichen Kratzern von Zweigen auf den Armen des Mannes, fand sie die zweite Socke.

In Vuks Welt waren Socken ebenso wertvoll wie Pfeile. Man konnte nie genug davon haben. Im Sommer machten sie die Stiefel bequemer und im Winter wärmten sie. Für einen Jäger, Krieger und Dieb wie Vuk waren Socken wichtig. Deshalb steckte er sie in eine der Außentaschen seiner Hose. Der Geruch in den Socken war stark. Die Füße, die sie getragen hatten, konnten ganz in der Nähe sein, gleich hier im Wald. Und da waren vielleicht auch neue Stiefel, oder gar ein Hemd, das groß genug war und an dem er nicht die Ärmel abreißen musste, damit es passte. Vielleicht fanden sich da auch Nadel und Faden für Dumo, Streichhölzer, ein Feuerzeug.

Im Getto warf man keine Socken weg. Man ging sorgfältig mit ihnen um und flickte sie. Der Mann, der diese Sachen weggeworfen hatte, besaß vielleicht noch mehr Dinge, die er nicht mehr brauchte. Möglicherweise war er so reich, dass er seine eigene Quelle besaß, wie Dumo. Vuk konnte sich anschleichen und seine Wasserflasche füllen. Das Jagdfieber packte ihn. Er schnaubte durch die Nase, wie ein Wolf oder wie die Schlittenhunde, die nie bellten.

Chica winselte vor lauter Eifer und begann sofort, nach dem flüchtigen Hauch zu schnüffeln. Sie roch einen Cocktail aus menschlichen Ausdünstungen, den Geruch von Baumwolle, Leder, synthetischem Gewebe, verbranntem Tabak und Papier, dazu den verwirrenden Geruch nach Benzin und Gummi. Und Gerüche, die Chica in den drei Jahren ihres Lebens noch nie gerochen hatte. Ein wenig, nur ein ganz klein wenig, fürchtete sie sich davor. Die einzigen Gerüche, bei denen sich ihr vor Angst das Fell sträubte, waren die der haarlosen Bluthunde, die von den Rotweißen

und Adlern gezüchtet wurden. Gegen sie würde Chica nur kämpfen, wenn Vuks Leben davon abhing.

Mit einem kaum hörbaren Knurren brachte Vuk die Hündin zum Stehen, hob den Zeigefinger und sah sie fragend an. Chica senkte den Kopf, schnüffelte noch einmal und gab einen überzeugten Laut von sich. Vuk war zufrieden. Der Mann ohne Socken war allein. Sie gingen langsam weiter, ohne Mühe und ohne Hast. Es gab im Getto keinen Mann, der allein gegen einen Jäger und einen Hund angekommen wäre.

Die Spur führte immer tiefer in den Wald, der sie mit knorrigen Ästen und dichtem Gestrüpp davon abhalten wollte, seine Ruhe zu stören. Vuk holte ein rotes gepunktetes Tuch aus dem Rucksack, das er um seine rechte Hand wickelte. Mit der linken Hand und den Zähnen verknotete er die Enden. Er drückte mit der unwickelten Hand und den Füßen Gestrüpp und stachelige Zweige beiseite, während Chica sich geschickt hindurchwand. Ihre ruhige Zielstrebigkeit zeigte Vuk, dass die Beute noch Stunden entfernt, aber dennoch in Reichweite war.

Nach einer Weile hätte Vuk der Fährte ohne Chicas Hilfe folgen können. Der unachtsame Wanderer hatte eine Vielzahl von Spuren hinterlassen: abgeknickte Zweige, abgriebeenes Moos, niedergedrücktes Gras.

Am späten Nachmittag hatten sie ihn eingeholt, viel früher als Vuk gehofft hatte. Er lag unter einem Baum am Ende des zweiten Waldes. Und schlief. Nicht einmal die Vögel, die aufgescheucht von Vuks und Chicas Ankunft in die Luft stoben, weckten ihn. Aus sicherer Entfernung beobachtete ihn Vuk durch den Feldstecher und begriff

nicht, wie jemand so unvorsichtig sein konnte. Das grenzte schon an Wahnsinn. Es erinnerte ihn an die Mauersegler, die im Spätherbst versuchten, über die Wand zu fliegen, und verkohlt zu Boden fielen, obwohl doch alle Vögel wissen mussten, dass dies ein tödliches Unterfangen war. Die Wurzelfresser sammelten die verkohnten Vögel auf, rupften und aßen sie genüsslich, mitsamt Innereien, ungesalzen und ohne Brot. Einem Raben würde das nie passieren, der Rabe war ein kluger Vogel.

Dieser Pechvogel schlief wie ein Toter, der darauf wartete, verspeist zu werden. Sein Rucksack lag einen Schritt weit entfernt. Vuk gab dem Hund ein Zeichen. Chica kannte die Vorgehensweise. Fünfzig Menschenschritte weit trabte sie, dann lief sie geduckt. Die letzten Meter überwand sie kriechend, nur ein Teil ihres Kopfes und Rückens ragten aus dem Gestrüpp, während sie sich der schlafenden Beute näherte. Sobald sich der Atem des Mannes änderte, verhartete Chica, sie war eine erfahrene Diebin.

Die Hündin nahm den Gurt des Rucksacks ins Maul und versuchte ihn zu tragen. Er war zu schwer. Dann zog sie ihn mit kurzen ruckartigen Bewegungen zu Vuk, der erfreut aufsprang. Es gefiel ihm, Beute zu machen, ohne sich einer Gefahr auszusetzen. Er setzte sich zwischen zwei Buchenstämme und öffnete neugierig den Rucksack. Da war ein Behälter mit Wasser. Fast andächtig stellte er ihn an die Seite. Einige Paar Socken, Unterhosen, eine Weste ... es waren viele Sachen in dem Rucksack. Er nahm die Weste heraus und stellte enttäuscht fest, dass sie zu klein war. Dann waren da noch einige Fläschchen. Er öffnete eine und roch daran. Er schnaubte angeekelt und warf sie hinter sich.

Das war diese bittere Flüssigkeit, die ihn einmal fast den Kopf gekostet hätte, er hatte davon getrunken und alle Vorsicht vergessen, danach hatte er sich geschworen, nie wieder etwas zu sich zu nehmen, was die Sinne betäubte. Er überlegte es sich und sammelte sie wieder ein. Vielleicht konnte er Dumo damit eine Freude machen. Dann wühlte er weiter im Rucksack, holte verschiedene Schachteln und Platten heraus, längliche und runde Gegenstände, zylindrische Kristalle. Plötzlich hielt er inne. Fast hätte er den ursprünglichen Besitzer der Sachen vergessen.

Er hob seine Hände und Arme, als würde er ein Gewehr anlegen. Der Hund winselte leise. Dann streckte Vuk Daumen und Zeigefinger aus. Der Hund winselte wieder. Chica hatte bei dem Mann weder Gewehr noch Revolver gesehen. Vuk legte Zeige- und Mittelfinger aneinander und streckte sie aus. Die Hündin hatte nicht erkennen können, was sich in den Taschen am Gürtel des Fremden befand. Sie wusste nicht, ob der Mann ein Messer hatte.

Vuk überlegte. Sollte er zu dem Mann zurückgehen und nachschauen, was er noch dabei hatte, oder sich mit seiner Beute auf den Weg zu Dumos Hütte machen? Dann würde er nie erfahren, wer der Fremde war. Sollte er ihn töten? Er brauchte ihn nur am Hals zu treffen. Das war leicht. Vuk seufzte. Entscheidungen zu treffen, war ihm schon immer schwer gefallen. Etwas flog dicht über seinen Kopf hinweg. Er war so in seine Gedanken versunken, dass er nicht einmal sagen konnte, was es gewesen war.

Vuk machte eine kaum wahrnehmbare Bewegung zu dem schlafenden Mann hin. Der Hund kroch langsam durchs Gebüsch bis zum Kopf des Fremden und legte sich

dort hin. Er war gespannt wie ein Bogen, jederzeit bereit in den Hals zu beißen, sollte der Mann überraschend aufwachen und ihn oder seinen Freund angreifen.

Vuk betrachtete den Schlafenden und den Hund neben ihm. Er nahm seinen Bogen ab und zog einen langen Pfeil aus dem Köcher. Er spannte die Sehne und näherte sich vorsichtig. Als er nur noch einen Schritt entfernt war, spannte er die Sehne noch stärker und zielte auf den Hals. Chica blickte auf die Stelle, wohin der Pfeil zielte, auf die Ader, durch die das Leben selbst floss. Sie tänzelte nervös, begierig, menschliches Blut zu lecken. Vuk ließ den Pfeil los und er bohrte sich zu einem Drittel in die Erde, direkt neben dem Hals des Schlafenden, der die Augen aufschlug. Als er einen Mann vor sich sah, der bereits mit einem zweiten Pfeil die Sehne spannte, entfuhr ihm ein Röcheln. Er drehte den Kopf und blickte in ein aufgerissenes Maul. Der Mann wurde bewusstlos. Er war ungefähr so gefährlich wie ein Regenwurm, dachte Vuk.

Für alle Fälle durchsuchte er die Taschen des Bewusstlosen und zog einen seltsamen schwarzen Gegenstand heraus. Er versuchte, ihn aufzubrechen. Das ging nicht. Er war hart und fest wie die Wand ums Getto. Vuk wühlte einen Stein aus der Erde und dann noch einen. Auf den ersten legte er den Gegenstand und mit dem anderen schlug er darauf ein. Schließlich zerbrachen Keramik und Plastik, und rabenschwarze Teilchen flogen in alle Richtungen. Vuk hasste elektronische und fast alle Feuerwaffen, wahrscheinlich, weil er sie nicht zu bedienen wusste. Und weil diese Waffen, so wie das Gewehr *Kalashnikow* Schwächlinge stark und böse machten.

Er war erst zufrieden, als er das Gerät völlig zerstört hatte. Dann beugte er sich über den Mann und tastete die Taschen an seinem Gürtel ab, da war aber nichts. Er sah zum Hund und lauschte auf die Stimmen der Vögel. Ihr Zwitschern hatte sich nicht verändert. Er legte sich den fremden über die Schulter und trug ihn mühelos in den Wald hinein, wo er ihn zu Boden gleiten ließ. Seine Beine lehnte er gegen einen Strauch und unter den Kopf legte er eine Tasche. Dann holte er die restlichen Dinge aus dem Rucksack. Da war noch mehr Kleidung, für Vuk zu klein, seltsame Geräte, deren Zweck er nicht erkennen konnte. Das ärgerte ihn. Der Fremde bewegte sich und Chica knurrte. Der Mann stützte sich auf und griff in seine Tasche. Die Leere an der Stelle, wo er den rätselhaften Gegenstand erwartet hatte, trieb ihm Tränen in die Augen. Chicas Anblick ließ in zittern. Die Hündin reichte aus, um den Mann unter Kontrolle zu halten.

»Wer bist du?«, fragte Vuk.

Der Mann guckte, als hätte ihn der Leibhaftige persönlich angesprochen.

»Luka. Ich heiße Luka Cvijic. Ich bin ...«

Vuk trat zu ihm und riss ihm den linken Ärmel vom Hemd. Auf dem Oberarm war kein Brandzeichen. Zum ersten Mal sah Vuk einen gut angezogenen und ausgerüsteten Mann ohne das Brandzeichen einer der drei Armeen.

»Ich bin Reporter«, sagte der Besitzer des zerrissenen Ärmels.

»Was ist ein Reporter?«, fragte Vuk.

Luka Cvijic starrte ihn ungläubig an und Vuk hätte schwören können, seine Gedanken zu kennen. Der Repor-

ter war überzeugt, in die Hände eines Schwachsinnigen und einer Bestie geraten zu sein. Er fluchte leise.

»Reporter ist ein Beruf. Ich schreibe für den *Herald Electronic*. Ich habe Paragraph 81a des Strafgesetzes übertreten und mir droht eine lange Haftstrafe. Aber Artikel 131 und 144a sowie die achte Regel über die Aufdeckung von Unregelmäßigkeiten und die Postulate des Journalistenkodex ...«

»Du schreibst auf Papier«, unterbrach ihn Vuk. »Mit Bildern. Jetzt weiß ich es. Ich weiß so einiges. Frauen? Hast du Bilder von Frauen?«

»Ich komme von drüben, von der anderen Seite der Wand. Das Züricher Büro ...«

»Ich habe dich was gefragt«, unterbrach ihn Vuk.

»Entschuldige. Was hast du gefragt?«

»Frauen. Hast du Bilder von Frauen?«

»Nein, Fotografen machen Bilder, ich schreibe. Letztes Jahr habe ich einen Preis bekommen, für meinen Artikel über den Einfluss von angereichertem Uran auf den Virus der Rattenpest. Den Christian-Schulz-Preis für Journalismus habe ich auch bekommen.«

Der Reporter griff wieder in seine Tasche. Vuk zog zwei Messer aus dem Gürtel und sprang in die Hocke, Chica knurrte aus tiefster Kehle.

»He, immer schön langsam«, sagte der Reporter und zog ein unwickeltes Bündel aus der Tasche. Vuk beobachtete, wie er eine Folie auseinander rollte, bis sie flach und glatt war wie der Spiegel, in dem Dumo den Platz vor seiner Hütte beobachtete, kein Knick und keine Falte waren zu erkennen.

Der Reporter setzte sich auf und deutete auf die Fläche. Bilder und Schrift tauchten auf und verschwanden wieder. Immer wenn er mit dem Finger den größer geschriebenen Textteil berührte, veränderten sie sich. Er zeigte Vuk, wie man die Bilder aus der Oberfläche herausheben konnte, so, dass sie nicht nur lang und breit, sondern auch tief waren; sie sahen wirklich aus, nur kleiner. Man sah auch ein Bild, das Luka mit lächelndem Gesicht und einer goldenen Figur in der Hand zeigte, zufrieden, als hätte er gerade vorzüglich gespeist.

»Siehst du ... Wie heißt du noch einmal?«, fragte Luka unvermittelt.

»Ich heiße Vuk«, sagte er, freundlicher als beabsichtigt.

»Komischer Name ... Schau, wenn du auf das drückst, was dich interessiert, erscheinen Text und Bilder ... Und so machst du ein Hologramm daraus.«

Vuk beugte sich sichtlich beeindruckt über die Folie. Er konnte lesen, und Englisch verstand er gut. Doch noch lieber las er auf Einheimisch, der Sprache des Alten Volkes. Da wurde jeder Buchstabe auch ausgesprochen.

»Hast du da auch Frauen?«, fragte er.

»Na klar. So viele du willst. Es gibt Zeitschriften, in denen sind nur Frauen.«

Ermutigt durch Vuks Interesse, bewegte der Reporter seinen Zeigefinger, und auf dem Bildschirm erschienen zwei Frauen in kurzen glänzenden Kleidern. Sie schienen lebendig. Vuk berührte sie mit dem Finger, fühlte aber nur die glatte Oberfläche der Folie.

»Kommt dieses Gerät aus der Hölle?«, fragte Vuk mit ernstem Gesicht.

»Nein. Das hier ist die Hölle. Was hast du angestellt, dass du hier gelandet bist. Du siehst nicht aus wie ein Krimineller. Eher wie ein Junge vom College oder ein Sportler von der Uni.«

»Muss man etwas tun, um hierher zu kommen? Was heißt College, oder Uni? Ich bin hier geboren, du Trottel. Aber wer bist du? Du bist weder Mondsichel, noch Rotweißer, noch Adler. Kommst du von der anderen Seite der Wand? Wie hast du es geschafft, drüber zu steigen? Haben dich die Schwarzhelme hierher gebracht, so wie die anderen?«

Vuk hatte so viele Fragen. Doch der Reporter auch.

»Du bist wirklich hier geboren?«, fragte er ungläubig.

»Ich stelle hier die Fragen«, fauchte Vuk. Er entriss dem Reporter die Folie, rollte sie zusammen und steckte sie in eine der Außentaschen an seiner Hose.

»Da sind nur die Nachrichten bis gestern drauf, als ich reinkam. Offiziell dringt hier kein Signal durch. Bis zu einer Höhe von fünfzehn Meilen über dem Getto blockieren Energiefelder jeden Empfang. Das Getto wird nicht einmal überflogen. In dieser Folie sind nur die letzten dreihundert Ausgaben des Magazins. Neue kann ich hier nicht empfangen. Ich habe einen Locator, einen Empfänger, Sender, Tracker, alle Codes ...Ich habe alles. Wenn du wirklich hier geboren bist, was eigentlich kaum zu glauben ist, dann bist du kein Krimineller. In den letzten vierzig Jahren ist hier keine Frau reingekommen, die nicht vorher sterilisiert wurde, seit fünfzehn Jahren überhaupt keine Frau mehr. Wenn du kein Krimineller bist, kann ich dich nach den angelsächsischen Strafbestimmungen hier herausholen. Es

muss einen Ort geben, von dem aus ich senden kann, sie können ja schlecht jeden Winkel abdecken. Du kannst mir helfen, einen guten Ort zum Senden zu finden. Du wirst die Nachricht sein, meine Rettung. Ein Wunder. Für dich bekomme ich den Amanpour-Preis. Wir werden Stars sein, Götter! Hilf mir nur ...«

Vuk fühlte sich verspottet. Er nahm den Bogen von der Schulter, spannte einen Pfeil ein und zielte auf die Brust des Reporters. »Du bist verrückt. Das Pulver hat dein Hirn zerfressen. Verrückt wie ein Wurzelfresser. Zieh dein Hemd aus«, sagte er.

»Aber ... Hör doch, wir sollten das Gespräch nicht so beenden. Wir müssen nur hoch genug hinauf, um ein Signal zu bekommen. Alles ist vorbereitet, wir müssen nur ...«

Vuk spannte den Bogen noch stärker, presste die Lippen aufeinander, worauf der Fremde schnell sein Hemd auszog. Der Hund bellte. Ein Blick von Vuk ließ ihn verstummen.

»Die Hose auch«, befahl er.

»Aber ...«

Vuk zielte auf den Hals. Schließlich stand der Reporter in Unterhosen vor ihm. Er war knochig wie Dumos Ziege, nachdem sie sie abgezogen hatten, um sie dann zu Ehren von Jesu Geburt zu verspeisen. Vuk hob die olivgrüne Hose auf und stellte begeistert fest, dass sie mehr Taschen hatte als seine. Dann gab er dem Hund ein Zeichen, den vorherigen Besitzer der Hose noch aufmerksamer zu bewachen. Er zog seine Hose von zweifelhafter Sauberkeit aus, warf sie ins Gebüsch und zog die Hose des Reporters an. Die Beine waren hochgekrempelet. Er krempelete sie runter und steckte

die Enden in seine Stiefel. Vuk war zufrieden, die Hose war nur etwas zu kurz. Dumo würde ihn nicht mit den Mond-sicheln vergleichen. Er zog sein Hemd aus und versuchte, das des Reporters anzuziehen. An den Schultern war es zu eng und die Ärmel waren zu kurz. Er riss sie einfach ab.

»Zieh die Stiefel aus«, befahl er.

Der Reporter zog wortlos seine Stiefel aus. Vuk band die Schnürsenkel zusammen und warf sich die Schuhe über die Schulter. Zweiundvierzig war Dumos Größe, er würde sich freuen. Im Winter würde er sie brauchen, da konnte er nicht mit Sandalen durch den Schnee laufen.

»Hast du Nadel und Faden?«, fragte er.

»In der Hosentasche sind sechs Nadeln und zwei Fadenrollen. Ich habe auch Verbindungspulver. Du musst es nur befeuchten und ...«

»Hast du Streichhölzer?«, unterbrach ihn Vuk.

Der Reporter schüttelte den Kopf.

»Ein Feuerzeug?«

»Zwei. Ein antikes Zippo in der oberen Tasche und ein elektrisches in der unteren.«

Vuk holte einen länglichen Gegenstand aus der Tasche und warf ihn weit in den Wald hinein. Er mochte dieses neumodische Zeug nicht, diese Höllengeräte. Er entzündete das antike Feuerzeug und steckte es zurück in die Tasche.

Während der Hund den Reporter bewachte, steckte Vuk alles, was ihm nützlich und interessant erschien, in seinen Beutel. Dumo würde sich über die Folie mit den Texten und Bildern freuen.

»Ich danke dir. Viele von deinen Sachen sind sehr nützlich. Jetzt bedanke du dich.«

»Wieso?«, fragte Cvijic.

Vuk betrachtete ihn verwundert. »Weil ich dich nicht getötet habe. Wir sind quitt. Sagst du jetzt danke?« Vuk hob die Augenbrauen.

»D...Danke«, stammelte Luka.

»Ich gebe dir einen Rat. Wenn du nicht von den Mond-sicheln, den Rotweißen oder den Adlern gefangen werden willst, dann bleib im Wald. Wenn du auf Wurzelfresser, Rattenmenschen, Hunde oder Wölfe triffst, lass sie nicht merken, dass du Angst hast. Mach einen Bogen um die Städte. Die Städte töten langsam. Lass dich von Tieren und Stadtmenschen nicht beißen. Und wenn du auf die alte Leopardin triffst – sie heißt Scharfzahn. Ich habe ihre Spuren erst kürzlich gesehen.«

»Und was soll ich tun, wenn diese Scharfzahn auftaucht?«, fragte Luka. Seine Lippen hatten sich vor Angst blau gefärbt. Er zitterte.

»Ich weiß nicht. Kletter auf einen Baum. Wenn der Schwarze vom Berg Makljen kommt oder der Gefleckte von der Kozara, dann hilft dir auch kein Baum. Aber du stirbst schnell. Der Schwarze vom Makljen ist ein Panther. Er reißt dir den Hals auf und das Herz heraus. Die alte Scharfzahn frisst dich bei lebendigem Leib.«

Schon seit Monaten hatte Vuk nicht mehr so viel gesprochen. In den letzten sieben Tagen hatte er sich nur mit Chica verständigt. Nach diesem Gespräch fühlte er sich fast so müde wie in jenem Sommer, als er durch das schwere Wasser des pannonischen Salzsees gerannt war, um eines der köstlichen Pelztiere zu fangen, die im Wasser lebten. Vor Müdigkeit war er zusammengebrochen und hatte

das eklige Wasser geschluckt. Er ärgerte sich, dass er den größten Teil dessen, was der Reporter gesagt hatte, nicht verstand. Gleichzeitig mochte er den Fremden irgendwie. Mager und knochig wie eine gehäutete Ziege, hilflos wie ein junger Welpen gleich nach der Geburt.

»Am besten suchst du gleich eine der Banden. Sprichst du Einheimisch?«, fragte Vuk.

»Einheimisch? Was ist das? Ein Dialekt?«

Vuk sagte in der alten Sprache: »Einheimisch. Die Sprache des Alten Volkes.«

»Ja. Ich habe sie gelernt. Mein Vater war Dinare aus ... von denen, die du das Alte Volk nennst. Das war einmal eine slawische Sprache, die von drei Völkern ... und das heißt jetzt Einheimisch? Sehr interessant. Hilfst du mir, das ...«

»Nein«, sagte Vuk ärgerlich. »Du sprichst Einheimisch. Wenn dich einer erwischt, der sich für die Geschichte des Alten Volkes interessiert, wird er dich vielleicht nicht töten. Wenn du Bewaffnete siehst, flieh. Sie töten dich, wenn du Glück hast. Wenn nicht, wirst du langsam und qualvoll sterben. Du bist kein Krieger und kein Jäger. Du kannst Wurzelfresser sein oder Rattenmensch ... Jäger und Krieger wie ich kannst du nicht sein. Das kann nur ich. Ich bin schnell und stark und habe einen guten Hund. Nicht jeder kann Vuk sein und alleine jagen und kämpfen. Du bist weich und weiß. Wenn du nicht dünner wirst, fressen sie dich, sobald sie dich haben.«

Der Mann fing an zu weinen. Wie ein Wurzelfresser, der sich in Ermangelung eines besseren Gifts an den Beeren satt gegessen hatte, die die Schwarzhelme durch die huma-

nitären Öffnungen hinaustrugen. Vuk zog den Wasserbehälter aus seinem Beutel und goss die Hälfte des Inhalts in eine Plastikflasche. Die Flasche stellte er vor den halb nackten Mann. Dann nahm er die Stiefel von der Schulter und warf sie dem Reporter vor die Füße.

»Ich habe dir mein Hemd dagelassen. Es hat nur zwei Taschen, ansonsten ist es gut. Auch meine Hosen sind noch gut. Du hast Stiefel und...« Vuk holte aus seinem Beutel ein großes, scharf geschliffenes Messer und rammte es in einen Baumstamm. »So ... Jetzt besitzt du so viel wie ich, als ich von den Mondsicheln geflohen bin. Mehr sogar. Und ... du bist jetzt auf dem Gebiet der Mondsicheln. Sie nehmen gerne Neue auf. Sag ihnen, dass du Mustafa heißen willst und dass du mit ihnen gegen die Christen kämpfen willst. Ich gehe jetzt. Erfolgreiche Jagd, Reporter.«

Luka Cvijic, berühmter Reporter des *Herald Electronic* blickte hilflos auf die herumliegenden Teile seiner Ausrüstung. Er putzte sich die Nase und wischte sich die Augen trocken. Er sah müde aus. Müde und verängstigt. Vor allem müde, aber ihm war auch deutlich anzusehen, dass er wahrscheinlich nie wieder ruhig einschlafen würde.

Der Himmel war auf einer Seite blutrot und auf der anderen blau wie Lukas Lippen. Die ersten Sterne zeigten sich. Wie zwei Geister verschwanden der Mann und der Hund im Wald und verschmolzen mit den Schatten der Bäume.

– Ende der Leseprobe –